

man ihm sagte, alles schon auf ihn warte, der das Kunstdepartement der Kolonie zu leiten haben würde. Um sich in sein Amt richtig einzuführen, kaufte Dauthendey einen Gipsabguß der Venus von Milo. Den ließ er aber samt dem Brettergehäuse, das den Gips barg, im Zollhaus in New York stehen, denn er sollte mehr Zoll dafür zahlen, als die Geschichte gekostet hatte, und das Geld war ihm schon knapp geworden. In Paris hatte man ihm bereits die Hälfte seines Erbes abgenommen als seinen Anteil am Grunderwerb. Die Hälfte der andern Hälfte verlor er an seine zwei Reisegefährten auf dem Schiff im Poker, das man ihm rasch beibrachte. In Mexiko verschwand der zweite Pole. Der erste war in New York zurückgeblieben. Beim Präsidenten der Republik war von der Kolonie nichts bekannt, aber, sagte man ihm, er könne Land umsonst im Innern haben soviel er wolle. Max blieb in der Hauptstadt, solange das Geld reichte.

Nun war er in München, mit einem Kistchen seiner Gedichte. Heymel übernahm das und zahlte ihm dafür eine Rente. Sie erlebten beide nicht viel Freude daran. Denn Max war damals in seiner zweiten, etwas abstrusen Periode, der aztekischen. Die erste war die ultraviolette gewesen, mit einem zu Unrecht vergessenen und verschollenen kuriosen Roman, den ich viele Jahre zuvor in Zürich unaufgeschnitten für zwanzig Rappen gekauft hatte. Er hatte nichts von dem Georgetum der ersten Gedichte. Eher was von Obstfelder in der Art, wie Licht und Landschaft alle Figur auflöste, ohne damit ins Lyrische zu verbummeln, wie man vermuten könnte bei diesem wesentlich lyrischen Menschen, dem, bei elementaren dichterischen Gaben, nie ein reines Gedicht gelungen ist, sondern immer nur, oft herrliche, Bildabfolgen, die sich aber um nichts gruppierten. Denn er besaß nicht Denken genug, das ihm Struktur gegeben hätte. Ich erinnere mich eines Abends, an dem er, und mit erschreckend unzulänglicher Begründung, behauptete, daß die lyrische Substanz nur die Liebe abgebe oder vielmehr das Gefühl der Ver-

liebtheit. Er bekam Tränen in die Augen, als ich das nicht gelten lassen wollte, und war zwei Wochen lang in schwerer Verstimmung. Solcher Empfindlichkeit der Seele — er hatte eine, weiß Gott, und nur das — entsprach seltsam eine des Leibes. Er bekam, rührte man ihn etwas stärker am Arm, blaue und grüne Flecke wie eine fette Frau. Ich habe nie einen wehrloseren, weicheren Menschen getroffen. Er wehrte sich wirklich nur mit Tränen. Oder mit einem entzückenden Kinderlächeln, wenn Wedekind ebenso Unglaubliches wie Unwahrscheinliches aus ihrem gemeinsamen Londoner Leben erzählte und von Dauthendey's Stellung als „junger Mann“ in der schwindelhaft fingierten Rohrmöbelfabrik von Wedekinds Freund und Idol, dem Hochstapler, der Albert Langen die alten Meister malte, bei deren Ausstellung in München der Professor Bayersdorfer von der Pinakothek sagte: „Diese alten Meister leben alle noch.“

In der Generation, der Dauthendey zugehörte, zeichnete ihn eines aus: er hatte nicht das geringste Bedürfnis, sich einen Namen zu erschreiben, zu jeder Ostermesse oder Theatersaison mit einem Opus auf dem Markte zu sein. Man weiß ja, daß alle diese Meisterwerke des Naturalismus, die jeder von den Herrschaften jedes Jahr lieferte, nichts weiter waren als die Leistung eines in seinem eigenen Literaturbetriebe angestellten Beamten, keine Blüte gesehen hatten und keine Frucht sein konnten, sondern nur Ware eines fassadenbedachten Reiches. Nun sie abgebröckelt ist, stehen die öden, kahlen Mauern. Ein Hauptmannscher Efeu früherer Zeit schmückt sie dürftig. Wien konsumierte wenigstens, was es schuf. Dauthendey war jahrelang ganz untätig in litteris. Daß er für seine Rente schreiben sollte, verstand er nicht, denn diese komme ihm als Mensch zu. Dieses irgendwo in seiner Natur tropische Kind glich da den von ihm geliebten Vulkanen, von deren Erstorbenheit man Jahrzehnte lang spricht und die eines Tages wieder höchst lebendig Feuer speien. Dauthendey's Produktivität fiel nach